

Viele Wege nach Rom, oder: Was leistet die Stadtsoziologie heute?*

Frank Eckardt

Schlüsselwörter: *Stadtsoziologie – Transdisziplinarität – empirische Stadtforschung – Stadttheorien*

Wenn es nach der Relevanz des Forschungsobjekts ginge, dann müsste die Stadtsoziologie weltweit zu den Teildisziplinen gehören, die sich vor Nachfrage, Aufmerksamkeit und Anerkennung nicht mehr retten kann. Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in Städten, Tendenz weiter steigend. Alle gesellschaftlich weithin als relevant erachteten Problemlagen, vom Klimaschutz bis zum demographischen Wandel, sind eng mit der Stadtentwicklung verbunden und es scheint nirgendwo mehr Bezugspunkte für eine gesellschaftsnahe Vermittlung der Soziologie zu geben, als der urbane Kontext, in dem es von Bühnen, Foren und Medien bekanntlich ja nur so wimmelt.

Doch scheinbar reicht dies alles nicht und gibt es komplexe Gründe für einen eher de-strärsen Zustand der Stadtsoziologie, die zumindest in Deutschland im Grunde nicht mehr zum Kanon des Soziologie-Studiums gehört und personell durch die Abwicklung von entsprechenden Lehrstühlen, insbesondere in Frankfurt, massiv in den letzten Jahren geschwächt wurde. Dabei ist allerdings auffallend, dass sich die Stadtsoziologie sehr wohl halten können, wo sie sich in ein transdisziplinäres Umfeld, zumeist in der Architektur und Stadtplanung, integriert. Doch auch hier ist sie nicht unangefochten und kann sie keineswegs als eine Art Königsdisziplin agieren. Vielmehr ist die Stadtsoziologie nur als ein Zugang akzeptiert, sich mit den komplexen Themen der Stadt auseinanderzusetzen. Wie Bernhard Schäfers (2012) zu Recht anmerkt, ist sie gut beraten, sich nicht auf das hohe Ross zu setzen und auf Augenhöhe mit den anderen Disziplinen sich im Sinne einer transdisziplinären Stadtforschung zu begeben. Konkret bedeutet dies, dass in der Forschungspraxis weder Frage- oder Problemstellung, weder Herangehensweise noch theoretische Perspektive in besonderer Weise nur durch die Stadtsoziologie eingebracht werden können. Die Transdisziplinarität birgt dementsprechend Chancen, aber auch erhebliche Risiken. Die Problematisierung der Stadt findet mehr oder weniger in allen Disziplinen

* Essay zu: Heinz Bude / Thomas Medicus / Andreas Willisch (Hrsg.), *ÜberLeben im Umbruch*. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft. Hamburg: Hamburger Edition 2011, 360 S., gb., 39,00 €
Jörg Bogumil / Rolf G. Heinze / Franz Lehner / Klaus Peter Strohmeier, *Viel erreicht – wenig gewonnen. Ein realistischer Blick auf das Ruhrgebiet*. Essen: Klartext 2012, 178 S., br., 17,95 €
Helmut Berking / Jochen Schwenk, *Hafenstädte, Bremerhaven und Rostock im Wandel*. Frankfurt a. M.: Campus 2011, 276 S., br., 34,90 €
Martina Löw / Peter Noller / Sabine Süß (Hrsg.), *Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst*. Frankfurt a. M.: Campus 2010, 276 S., br., 24,90 €
Marcus Termeer, *Münster als Marke. Die „lebenswerteste Stadt der Welt“, die Ökonomie der Symbole und ihre Vorgeschichte*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2010, 394 S., br., 29,90 €

und Fachdiskursen statt. Die institutionell als Teildisziplin verankerte Stadtsoziologie hat in transdisziplinären Forschungs- und Arbeitszusammenhängen daher kein Monopol, das sie von sich aus beanspruchen kann. Sie ist nur überlebensfähig, wenn sie sich kommunikativ einbringt und kann zumeist – aber nicht mehr garantiert – in diesen transdisziplinären Kontexten nach wie vor auf die Kompetenzzuschreibungen der anderen Disziplinen hoffen. Empirische Sachkenntnis und ein vertieftes Verständnis von städtischen Problemlagen könnten die nur vage zu umschreibenden Attributionen sein, die für die eigene Profilbildung als Herausforderungen gelten können. Dies wird der Stadtsoziologie aber nichts nutzen, wenn sie sich nicht als durchgängig „öffentlich“ und als kommunikativ mit den Vokabeln des jeweiligen Feldes der Forschungsarbeit auszurichten weiß.

In diesem Sinne reicht eine traditionell evaluierende Lektüre der heutigen Stadtsoziologie nach den internen Anschlussfähigkeiten nicht mehr aus. Die immer wieder gestellte Anforderung, die Stadtsoziologie solle sich mehr an dem übergeordneten Theoriediskurs der allgemeinen Soziologie ausrichten, führt dabei in die Irre. Anzuerkennen ist, dass die Krise der Stadtsoziologie auch Spiegel der seit langem zu konstatierenden Krise der Soziologie (vgl. schon Nigsch 1994) ist. Insofern allerdings die Stadtsoziologie ja kaum noch in der Soziologie institutionell beheimatet ist, stellt sich die Frage nach dem möglichen weiteren Nutzen der Reflektion über die allgemeine Theorie der Gesellschaft, wenn diese eben nicht in urbanen Kontexten entstanden ist und diese thematisiert. Diese Frage ergibt sich wiederum aber nicht nur für die Stadtsoziologie, sie stellt sich für die Soziologie insgesamt. Wieso, so ließe sich umgekehrt fragen, lernt die allgemeine Soziologie so wenig von der Stadt und ihrem Stiefkind der Stadtsoziologie?

Ein Blick in fünf relativ neue Bücher, die im engeren und weiterem Sinne der Stadtsoziologie zugeordnet werden können, mag die provokative Frage eventuell beantworten oder sie helfen wieder an die richtigen Adressaten zurückzugeben oder neu zu formulieren. Dabei soll überprüft werden, ob bei einer engeren Definition der Stadtsoziologie, also einer aus sich selbst heraus definierenden und im Anschluss an eine allgemeine Theorie des Städtischen oder Gesellschaftlichen, oder eben bei einer weiteren Definition, in der eine transdisziplinäre, öffentliche und kommunikative Forschungsperspektive im Vordergrund steht, prinzipiell mehr Erkenntnisse über die Stadt, ein besserer Weg nach Rom sozusagen, gefunden werden kann.

International haben sich in den als „urban studies“ eher als als Stadtsoziologie zu bezeichnenden Forschungspublikationen wie dem „International Journal of Urban and Regional Research“ (IJURR) im Grunde nur wenige deduktive Forschungsansätze durchsetzen können, die sich durch eine bewusste oder implizite Nähe zu allgemeinen theoretischen Vorstellungen über die Gesellschaft bemühen oder aus diesen heraus motiviert sind. Trotz aller Bemühungen haben sich dabei postmoderne Gesellschaftsverständnisse kaum in der internationalen Stadtsoziologie nachhaltig verankern können; der mit viel Ankündigung eingeläutete „spatial turn“ kann heute auf nur wenige eingängige Forschungsarbeiten verweisen und hat sicherlich in Deutschland keine institutionellen Wurzeln geschlagen. Paradigmatischer wirkt der Ansatz der „political economy“ nach, der seit den achtziger Jahren (Logan 2010) sich zunächst neo-marxistisch mit Autoren der ehemaligen école de la régulation oder orthodoxen Marxisten verquickte, inzwischen aber theoretisch weiter aufgefächert ist, teilweise kaum noch Bezug zu kritischen Theorien aufweist und nun in neuen Theoriekonstellationen, die sich auch um Nähe zu sozialen Bewegungen bemühen, etwa als „Right to the city“-Forschung, Gestalt annimmt (vgl. Smith und McQuarrie 2012).

Ob sich diese Form der kritischen Stadtsoziologie in Deutschland etablieren wird, ist im Moment nicht absehbar. Mit der letztjährigen Gründung von „sub/urban“ als Zeitschrift für kritische Stadtforschung und einer Anzahl Einzelpublikationen von verschiedenen Autoren deutet sich eine gewisse Renaissance dieses Ansatzes an, nachdem mit Hartmut Häußermann und die Generation derjenigen Professoren, die mit dem Import der Saunderschen „new urban sociology“ in den achtziger Jahren den Fachdiskurs bestimmt haben und als ein Generationenprojekt scheinbar „radikaler Intellektueller“ zu verstehen ist, die sich in der politiknahen Beratung aufgerieben haben, nun fehlen und kaum Nachfolger und ein theoretisches Erbe hinterließen (Milicevic 2001). Der kritische Impetus mag aber die Klammer sein, die die alte „new urban sociology“ mit den heutigen Arbeiten einer thematisch offeneren und ohne Berührungsängste sich vollziehenden neuen kritischen Stadtforschung vereint. Dies ist zumindest nachzuempfinden in einigen Publikationen aus der Reihe „urban studies“ des transcript-Verlag und dem Verlag Westfälisches Dampfboot, der sich explizit mit seiner Buchreihe „Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis“ programmatisch so positionieren will.

Zu dieser kritischen Attitüde gehört es, die Differenz zwischen symbolischer Reproduktion einer Stadt und gesellschaftlichen (Macht-)Verhältnissen zu thematisieren. Hinterfragt werden dabei Bilder, die bestimmte politische Implikationen und folglich soziale Ungleichheiten produzieren. Mit „Münster als Marke“ hat Marcus Termeer hierzu eine paradigmatische Arbeit vorgelegt, die dem Ziel dienen soll aufzuzeigen, wie „städtische Räume und ihre wechselseitige Erzeugung“ funktionieren, wobei „Räume als Produkte und Produzenten sozialer Strukturen, sozialen Handelns, von Macht, Inklusion und Exklusion definiert und dabei zugleich die Verschränkung mit historischen Prozessen“ untersucht werden sollen (15). Termeers Buch bietet sowohl eine reich informierte Darstellung über die Neugestaltung wichtiger Orte in Münster, die sehr gut in eine Vermarktungsstrategie und in das vom Bürgertum nachgestrebte Selbstbild von der „lebenswertesten Stadt der Welt“ passen, als auch weiß der Autor die vorgefundenen Befunde jeweils mit weitergehenden Diskursen über die Stadt im Zeitalter des Postfordismus zu verzahnen. Auf diese Weise werden von Termeer einzelne Bauprojekte zumeist durch die Einordnung in bestimmte Typologien wie die Shopping Mall oder als „Gated Community“ mit verallgemeinerten Befunden andernorts in Verbindung gebracht. Die Gestaltung der Stadt und das damit verschränkte und institutionalisierte Marketing von Münster stellen für Termeer eine „postfordistische Renaissance der Innenstädte zugunsten kaufkräftiger Mittelschichten und der Umsätze des innerstädtischen Einzelhandels“ (182) dar, die durch eine Wachstumskoalition („Growth Coalition“) aus Politik und unterschiedlichen Unternehmern besteht. Diese Lesart der gegenwärtigen Lokalpolitik Münsters macht in Termeers’ Studie den ersten Teil seines Buches aus, die dann allerdings ziemlich abrupt abgebrochen wird und durch eine historische Schilderung der „Identitätsikone“ Prinzipalmarkt fortgesetzt wird. Ziel dieser Darstellung soll – wie im Titel des zweiten Teils behauptet wird – die Rekapitulation der „Inszenierung einer bruchlos bürgerlichen Dauerhaftigkeit“ sein. Damit unterbaut Termeer seine Ausgangsthese, dass es sich einerseits um neue „postfordistische“ Räume wie den Münster Arkaden handelt, andererseits aber um eine Bilderherstellung, die die Definitionsmacht der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse insgesamt widerspiegelt (22f.).

Dennoch bleiben diese beiden Anliegen des Buches im Prinzip unvermittelt neben einander stehen. Wenn im zweiten Teil auch noch der Nationalsozialismus in die Betrachtung einfließt, dann spätestens reicht die sehr lose Koppelung von Bürgertum und

anhaltender Herrschaft nicht mehr aus, um noch irgendwie signifikante Formen der Herrschaftsformen sichtbar zu machen. Lediglich „Anknüpfungspunkte“ (227) zwischen katholischem Konservatismus und völkischer Ideologie auszumachen, kann hier nicht reichen. Dem Autor ist auch scheinbar nicht bewusst, dass er die Ebenen der Analysen hier vollkommen durcheinander bringt, wenn er von den „Brücken zwischen Konservatismus und Faschismus“ (245ff.) redet und nicht erkennt, dass dies (politische Orientierungen) nicht dasselbe ist wie die Herrschaft des Bürgertums (soziale Gruppe), denen er ja eigentlich eine „bruchlose“ Dauerhaftigkeit nachweisen will. Die historischen Teile dieser Arbeit bleiben dessen ungeachtet informativ und aufschlussreich für eine weitere Diskussion über die „Neuerfindung“ der westfälischen Gemütlichkeit.

Das Auseinanderfallen von Termeers' Arbeit verweist allerdings auf tiefer liegende Probleme in der stadtsoziologischen Forschung der neuen kritischen Schule. Dies macht sich besonders in dessen „Zusammenfassung“ deutlich, die in keiner Weise eine Reflektion der vorherigen Teile des Buches darstellt. Stattdessen werden Ausführungen über das Bauprojekt „Promenaden“ angeführt, die man gutwillig als besonders paradigmatisch für den Erklärungsansatz des Autors verstehen kann, um zu zeigen, wie die „Geschichte als touristische Dienstleistung“ (371) instrumentalisiert wird und der Städtebau als eine „kulturalistische Attributierung“ (372) fungiert. Mit Rekurs auf den Marxschen Begriff des Fetischismus und der Annahme eines kulturellen Hegemonieprojekts steht für Termeer abschließend das „Recht auf Stadt“ insgesamt in Frage. Es ist Termeer damit insgesamt das Verdienst zuzusprechen, dass er die Verknüpfung von Stadtbildern, die lokale Konstruktion des „Wir“ als produzierte kollektive Identität in einen Zusammenhang von Immobilienhandel und politischer Elite stellt. Sein Buch hat, vor allem im ersten Teil, einen angenehmen lesbaren und damit potentiell öffentlich orientierten Anspruch in der Vermittlung. Dennoch kann das Buch insgesamt nicht überzeugen. Mit „Münster als Marke“ wurde ein Schreibprojekt realisiert, bei dem eine deduktive Herangehensweise realisiert wurde, in der es zu viele unausgesprochene Selbstverständlichkeiten gibt und in der Münster zu wenig selbst (und nur durch die Medien vermittelt) zu Wort kommt. Wenn es Ausschlüsse aufzeigen will, dann ist es dies insbesondere weitgehend schuldig geblieben. Schwerwiegender ist die Inkohärenz der Annahmen, es gäbe eine postfordistische Stadtentwicklung und zugleich eine Kontinuität bürgerlicher Herrschaft. Um einen solchen Zusammenhang aufzeigen zu können, wäre eine intensive Theorie-Arbeit zu leisten, die eindeutig den Rahmen stadtsoziologischer Forschung überschreitet, in dem diese Arbeit sich verorten lassen will. Doch auch für eine rein stadtsoziologische Perspektive reicht die Theorie nicht aus, weil sie vor allem nicht systematisch erarbeitet wurde und mit Bezug auf die zu behandelnde Empirie nicht leitend, sondern selektiv eingesetzt wurde. Mit anderen Worten, es war von vornherein klar, dass die Nutzung der „Marke Münster“ nur kritisch zu sehen ist und nur zur Herrschaftslegitimation dient. Spannend wäre gewesen, wenn Termeer – über die eigenen „stichprobenartigen Beobachtungen“ (105) hinaus – auch die Perspektiven der Akteure und eventuell von Betroffenen miteinbezogen hätte. So bleibt vieles dann spekulativ: „Die Alternativszene, die sich früher am Lamberti-Brunnen traf, ist zwar schon vor einer Reihe von Jahren verschwunden; ein derartiger Treffpunkt wäre unter den heutigen [...] Umständen nur schwer vorstellbar“ (112). Wie gerne wüsste man, was denn aus dieser Alternativkultur geworden ist und ob diese nun nach ihrem Studium in den Cafés sitzt, in denen sie sich mit ihren Wollpullovern und Jutetaschen nicht mehr wohl fühlen würde. Münster hat sich gewandelt, aber nicht nur als Ergebnis einer post-fordistischen Politik. Diesen Wandel können wir aber

nur zum Teil durch eine veränderte politische Analyse der lokalen Umstände verstehen. Schon gar nicht verständlich wird er, wenn doch alles alter Wein in neuen Schläuchen sein soll, also die bürgerliche Herrschaft nur mit anderen Mitteln fortgesetzt wird. Da sich der Autor nicht wirklich entscheiden kann, welcher These er stärker anhängt, verbleibt die Analyse merkwürdig unpolitisch und allgemein. Dies ist trotz der Detailmenge, die diese Arbeit liefert, bedauerlich, aber nicht vermeidbar, wenn es denn so holzschnittartig zugehen muss und die Kategorien lauten: „Rat und Verwaltung als good cops, Berater als bad cops?“ (154ff.).

Festzuhalten ist aber, dass Termeer in seiner political economy-Analyse von Münster, soweit man sie denn so klassifizieren kann, eine thematisch breitere und theoretisch inspirierte Öffnung in der Weise betreibt, in der die Bildhaftigkeit der Stadt und darüber hinaus die lokalen Sinnstrukturen und -produktionen als zentrale Foci der Stadtsoziologie gerückt werden. Damit will Termeer an die Forschungen von Martina Löw anschließen, die mit ihrem Ansatz der Eigenlogik in den letzten Jahren eine neue Forschungsagenda in der Stadtsoziologie zu etablieren bemüht ist. Dabei ist es ihr gelungen, eine erhebliche Forschungsförderung zu erhalten, die für die Umsetzung einer Schriftenreihe namens „Interdisziplinäre Stadtforschung“ des Campus-Verlags genutzt wurde. Von den dort erschienenen Büchern sollen zwei mit Hinblick auf ihre Leistungsfähigkeit im oben genannten Sinne besprochen werden. Mit „Typisch Darmstadt“ wird der Eigenlogik-Ansatz besonders typisierend schon im Titel verkörpert und mit einem Kommunikationsprozess in der Stadt verbunden, mit dem „Hafenstädte“-Buch von Berking und Schwenk wird eine löbliche weil sehr seltene komparative Studie aus dem selben Hause vorgelegt.

„Typisch Darmstadt“ ist das Produkt einer einjährigen Veranstaltungsreihe der Schader-Stiftung zu den Themen Kultur, Generationsraum, Natur, Verkaufsraum, Integration/Ausgrenzung, Sicherheit und Lernen, wobei es vor allem um Diskussionen mit nicht näher bestimmten „Experten“ zu den jeweiligen Themengebieten geht. Das Publikum war aufgefordert worden, eigene Ideen einzubringen. Als Motiv geben die Autoren an, dass man nicht warten müsse, bis die Schulen brennen, um sich mit der sozialen Lage der Stadt auseinanderzusetzen. „Was läuft gut? Was läuft schief?“ (10), sollten die Fragen sein, die in den Diskussionen eine Rolle spielen sollten. Zusammengeführt werden soll das Ganze durch „die zukunftsorientierte Frage, was Darmstadt nun von sich selbst lernen könne“ (11). Die Herausgeber setzen sich „davon ausgehend“ das Ziel, „jene Welthaltung herauszudestillieren, die typisch Darmstadt zu sein scheint“ (a. a. O.). Diese Aufgabe haben die Herausgeber für sich selbst reserviert und soll per Interview erfolgen, wobei das letzte Kapitel dann noch einmal explizit auf ihre theoretischen Annahmen zurückkommen soll. Es handele sich bei diesem Vorgehen um qualitative Forschung und der scientific community soll „Einblick in die Erfahrungswelt dieser Stadt und die strukturellen Bedingungen“ (13) gegeben werden. Zugleich wird aber eingeschränkt: „Das Buch ist ein Kompromiss“ (a. a. O.), der methodisch nicht anders auszuführen war, weil nicht nur der Blick „von außen“ auf „unsere Stadt“ (a. a. O.) gerichtet werden soll, sondern ein Prozess der gemeinsamen Auseinandersetzung initiiert werden soll. Dies wird als ein politisches Anliegen verstanden.

Wenn zugleich Ansprüche formuliert und zurückgenommen werden, weil der Rahmen einer Arbeit dafür nicht passe, dann versuchen sich Autoren in der Regel durch diesen Trick außerhalb der Kritik zu stellen. Wenn mit „Typisch Darmstadt“ dem Leser Einblicke in die lokale Erfahrungswelt geboten werden sollen, dann sind Podiumsdiskussionen mit Experten kaum ein probates Mittel. Dies wäre wohl nur dann möglich, wenn es

Experten aus eben jenen, der Soziologie nicht unbekanntes sozialen Gruppen möglich gewesen wäre, teilzunehmen, die eine Kontroverse hätten initiieren können. Beim Verkehrsgespräch befinden sich zwei Vertreter einer Bürgerinitiative im Publikum, ein Vertreter etwa von Behinderten fehlt. Bei dem Thema Integration ist zumindest ein Student aus Kamerun und ein Vertreter des Ausländerbeirats anwesend. Das Design dieser Gespräche ist nicht auf „Auseinandersetzung“ (13) angelegt, sondern auf Gemeinschaftsbildung: „So endet das Gespräch versöhnlich: mit dem Aufruf wieder in den Diskurs zurückzukommen“ (222). Armut und soziale Ungleichheit werden lediglich im Gespräch über Sicherheit zu einem zudem randständigen Thema. Insgesamt erscheinen die ausgewählten Themen so problemlos zu sein, wie man es gerne von Darmstadt sehen möchte. Der erste Satz des Buches, wonach Darmstadt eine Stadt ohne drängende Probleme ist, wird demnach bestätigt. Das Politische dieses Ansatzes beschränkt sich darauf, dass überhaupt von einigen Akteuren (und) der lokalen Elite miteinander geredet wird. Dass Politik etwas mit Alternativen zu tun haben könnte, dass es um eine Konkurrenz um bessere politische Programme gehen könnte und das Problembeschreibungen (oder hier: die Themenauswahl) schon als politische Akte zu gelten haben, das wird nicht reflektiert.

Verbleibt die Frage, ob dieses Buch, wie von den Herausgebern gewünscht, den Ansatz der Eigenlogik-Forschung näher zu bringen in der Lage ist. Oder beweist es, dass die Stadtsoziologie von Martina Löw die Erkundung der sozialen Welt der Stadt lokalistisch und kulturalistisch (Kemper und Vogelpohl 2011) verklärt? Leider ist den Kritikern wohl Recht zu geben. Ohne Zweifel hat dieses Buch für den interessierten Laien einen gewissen Erkenntniswert über die Verkehrslage, die Kultur oder die Parks von Darmstadt. Doch ansonsten werden die Experten teilweise absurd gezwungen („Ist das typisch Darmstadt oder typisch Münster?“), irgendetwas zu sagen, was Löw wohl gerne hören möchte, was angeblich „typisch“ für Darmstadt sein soll. Selbst größter Kitsch wird dabei stehen gelassen und nicht zum Anlass genommen, die eigene Fragestellung zu überdenken, wenn etwa das fünfte Gespräch mit dem Fazit endet: „Ich möchte hier jetzt noch mal gerne in Erinnerung rufen, was vorhin als typisch Darmstadt in den Raum gestellt wurde: Man mäht den Rasen und der wächst wieder nach.“ (170) Richtig schmerzhaft wird es aber, wenn Löw und Noller der Stadt einen Charakter zuschreiben. Es wimmelt nur von Sätzen über das Naturell, das Temperament, die „darmstädtische Langsamkeit“ (264), Fragen wie „Agiert Darmstadt als ‚Hamlet‘, als ‚Zauderer?‘“ (265) oder Lyrik wie „die Struktur des Fühlens in Darmstadt ist von Ruhe und Selbstzufriedenheit“ (a. a. O.) geprägt. So wird Stadtsoziologie zur Kitschproduktion, für die man sich nur fremdschämen kann.

Mit „Hafenstädte“ haben Helmut Berking und Jochen Schwenk eine weitere Studie vorgelegt, die sich in die Darmstädter „Eigenlogik“-Forschung einreicht. Vorgelegt wird das Ergebnis eines einjährigen Lehrforschungsprojekts, im Rahmen dessen zwei „Forschungsreisen“ nach Rostock und Bremerhaven unternommen wurden, um „eigene empirische Daten durch Beobachtungen und ExpertInneninterviews zu erheben“ (8). Außerdem wird eine online-Erhebung auf Seite 63 erwähnt, die mit 90 Personen in Bremerhaven durchgeführt wird, die keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben soll, von der aber behauptet wird, dass sie die Konturen der Meinung der „wohlinformierten Bürger“ über die Interessen der Touristen an der Stadt aber sehr wohl „deutlich“ hervortreten lasse. Ansonsten werden die „eigenen Daten“ nicht ausgewertet, fließen wohl eher unsichtbar in den Text ein. Eine Methodendiskussion und -kritik findet schlichtweg nicht statt. Der Großteil des Buches ist eine historisierende Wiedergabe „der“ Geschichte beider Städte. Das Buch ist streng getrennt in die Teile über Bremerhaven und Rostock, wobei zunächst ein Unter-

kapitel als „Verortung“ und dann eins zur Geschichte folgt. Geschichte ohne Kontroverse nacherzählen zu wollen, sie zu befragen und in Zweifel zu ziehen, unterschiedliche Versionen auf Geschichte anzuregen und sich zu aktuellen historischen Debatten zu positionieren, das alles hat hier keinen Platz. Geschichte wird in chronologischer Abfolge und nach der Analyse der aktuellen Situation nacherzählt. So ist es gewesen, die Autoren wissen es. Der autoritative Erzähler ist hier am Werk. Es geht schließlich um das Beurteilen und Einstufen, das Kategorisieren und das Bewerten. Das Fazit lautet formelhaft: „Bremerhaven war und ist Hafen, Rostock war und bleibt Stadt“ (260). Und wieder geht es um einen „Charakter“, den die Autoren abschließend sich erlauben zu beschreiben: „Bremerhaven, kühl, sachlich, nüchtern und arm, bleibt [...] seiner Gründungsurkunde als maritime Industrie- und Arbeiterstadt treu. Und es ist dieses Innen und Unten, das den Charakter der Stadt (...) weiter bestimmt“ (263).

In der Einleitung wird verdeutlicht, dass die Autoren das Alltagswissen um die Differenzen der Städte ernst nehmen und Städte als „Zusammenspiel von kulturellen Traditionen, materieller Umwelt und räumlicher Form, von Dispositionen und ästhetischen Codierungen“ (11) und ihren daraus entstehenden symbolischen Ordnungen verstanden werden, wonach sich eine stadtsoziologische Perspektive ergäbe und „die Städte selbst“ (a. a. O.) zu erforschen wären. Der Fokus soll auf Ordnungsmuster, Verdichtungen, Texturen, Sinnengrenzen, „Routinewirklichkeiten“, Beziehungsgefüge und andere nicht weiter definierte Begriffe gelegt werden. Keineswegs werden diese synonym erscheinenden Vokabeln in einer analytischen Perspektive voneinander abgegrenzt, miteinander in Beziehung gesetzt und damit als analytische Termini produktiv gemacht, geschweige denn einer methodischen Überprüfung unterworfen. Dazu müsste man dann doch konkreter werden. Stattdessen wird Wortsalat angereicht: „Der Ort ist wie der Körper immer im Hier, ist Treffpunkt, meeting place, ebenso durchlässig und porös, wie die menschliche Haut: er versammelt Dinge, Menschen, Erinnerungen, er produziert Geschichten, Routinen, Identitäten und hält sie fest“ (17). Orte werden zu Personen und die Soziologie so zur Reproduktion von Alltagssprache.

Aber es geht auch anders. Wer „Viel erreicht – wenig gewonnen“ sich zur Lektüre empfehlen lässt, wird sehen, dass man verständlich schreiben kann, nahe am Publikum und dabei Vorstellungen und Alltagswissen über das Ruhrgebiet in Frage stellen kann. Jörg Bogumil, Rolf G. Heinze, Franz Lehner und Klaus Peter Strohmeier kennen ihr „Revier“ durch viele Studienprojekte, langjährige Forschungen und durch einen kritischen Blick, der sich konstruktiv mit der vielschichtigen Realität dieser nach wie vor nicht-anerkannten Metropole auseinandersetzt und als ein Beitrag für die weitere politische Bearbeitung der aufgezeigten Problemlagen verstehen will. Auch hier geht es also um Kommunikation, doch diese Autoren begnügen sich nicht damit, dass überhaupt irgendwie geredet werden soll. Es soll über ihre Sichtweise nachgedacht werden, die sie mit einem durchdachten Problembewusstsein begründen. Der Titel des Buches passt hierzu kongenial, da er die Leistungen des Strukturwandels nicht kleinreden will, aber doch das Insistieren darauf verdeutlicht, dass es insgesamt nicht reicht. Historische Rückblenden finden nur statt, wo sie zu einer besseren Erklärung aktueller Problemlagen hilfreich sein können. Tunlichst vermeiden die Autoren, denen man aber selbst bei den kritischsten Formulierungen die Sympathie für die Menschen in dieser Region anmerkt, dennoch jede Verklärung der Arbeitergeschichte oder des Ruhrgebiets insgesamt.

Die Message des Buches ist klar, aber nicht simpel oder banal: „Das Ruhrgebiet hat nur eine Perspektive, wenn es sich auf den Weg von ‚unzusammenhängender Gleich-

zeitigkeit zu zusammenhängender Vielfacht‘ macht“ (10). Das Verdienst der Autoren ist, dass man nach dem Lesen der sechs Kapitel verstanden hat, was damit gemeint ist. Die grundlegende These von der „Differenzierung“ der Gesellschaft beschreibt einen Entwicklungspfad zu der fragmentierten Stadt-Landschaft, die heute als das „Ruhrgebiet“ bezeichnet wird und die für deren Bewohner hinsichtlich der Konzentration von sozialen Problemlagen, der kommunalen Finanznot und mental-kultureller Defizite zu berechtigter Sorge Anlass gibt. Die vorgestellten Befunde über die Schwächen des Humankapitals, die scharfe Segregationslinie entlang der A 42 („Sozialäquator“) und die Desintegration der Familie und die Funktionsverluste der Schulen verweisen auf eine gesellschaftliche Problemakkumulation, die die düstersten Szenarien von der De-Industrialisierung einer ganzen Region rechtfertigen würden. Doch das ist nicht die Haltung, mit der die Autoren das Ruhrgebiet darstellen. Ohne eine Form des Essentialismus werden die Probleme als charakterisierend gesehen, aber sie werden als Prägekräfte erklärt und dadurch auch bearbeitbar. „Unten“ zu sein, ist kein Charakterzug, es ist das Ergebnis des Strukturwandels und dessen ausstehender Bearbeitung. Erfreulicherweise positionieren sich die Autoren deshalb auch, wenn es darum geht, Beispiele – etwa aus dem Bildungsbereich – zu nennen, die angemessene Beteiligungsangebote der Eltern machen und nicht weiter die Menschen durch paternalistische Politik bevormunden und damit die dringend notwendige Kultur der Innovation und Selbständigkeit vom Grundsatz her unterminieren. Kerngedanke der Lösungsansätze ist die Cluster-Bildung, wobei die bereits bestehenden Politik-Programme zwar gewürdigt werden, sie stellen aber aus der Sicht der Autoren inkonsequente und nicht genügend intensive Ansätze dar, die auf diese Weise dann im Ergebnis nicht suboptimal sind. Man ist sich dabei bewusst, dass Politik ein Mehrebenen-Geschehen ist und die politische Fragmentierung durch die Kirchturm-Politik der Kommunen wird hierbei nicht außer Acht gelassen. Doch zu einer neuen Politik der interkommunalen Kooperation gibt es keine Initiative. Damit verfolgt das Forscherteam der Ruhr-Universität Bochum einen modernisierungstheoretischen Ansatz, der sicherlich kritisch gegenüber anderen möglichen Anschlüssen an eine allgemeine Theorie von Gesellschaft und Stadt kontrastiert werden müsste. Einer akademischen Debatte würde es obliegen, anhand des sperrigen und komplexen Gegenstandes „Ruhrgebiet“ eine alternative Lesart vorzulegen, die beispielsweise aus der Sicht der neuen kritischen Stadtforschung (s. o.) dann aber zu einem besseren Erklärungsverständnis für die Problemlagen ökonomischer Innovationshindernisse, sozialer Segregation und politischer Fragmentierung kommen müsste. Geschickt haben die Autoren in ihre Argumentationen Gedanken und Erkenntnisse aus anderen Diskursen und Disziplinen eingebaut, die teilweise gänzlich andere Meta-Theorien als Hintergrund haben. Dies betrifft etwa die Cluster-These, wonach die Wirtschaft sich an einzelnen ausgewählten Orten nieder lasse, an denen Firmen der gleichen Branche ansiedeln. Ebenso wird ein Theorie-Import hinsichtlich der Steuerungsfähigkeit solcher Ansiedlungsprozesse bzw. das Anregen innovativer Entwicklungen betrieben. Ist hier der Wunsch Vater des Gedankens? An diesen Stellen werden die innerakademischen Zweifel zugunsten des beschriebenen Empfehlungsinteresses der Autoren ausgeblendet. Wünschenswert, aber im Rahmen einer Argumentation mit dem Ziel der Diskussionsbeeinflussung nicht leistbar, wäre natürlich die systematische Aufarbeitung von Erfahrungen, die andernorts mit solchen Konzepten gemacht wurden. Auch wer sich allerdings eine stärker konfliktsoziologische Lesart des Ruhrgebiets wünschen würde, wird es sich nicht leicht machen können, den vorgelegten Argumentationsgang beiseite zu legen, denn er ist in seiner Analyse intern kohärent und erreicht sein Ziel, einen Vorschlag für eine problem-

orientierte Diskussion über eines der gesellschaftlich schwierigsten Pflaster der Stadtsoziologie vorgelegt zu haben.

Heinz Bude, Thomas Medicus und Andreas Willisch sind auch dorthin gegangen, wo es wehtut. Das Ruhrgebiet und die verlassenen Städte Ostdeutschlands sind wohl die beiden Regionen, in denen eine sich zu beweisende Stadtsoziologie einfach sein muss. Warum gibt es so wenige Studien über diese Lebensräume von zusammen gut 20 Millionen Menschen und unzählbare Arbeiten über die paar Quadratmeter Kreuzberg und die Berliner Gentrifizierungsinseln? Mit „ÜberLeben im Umbruch“ liegt nun glücklicherweise eine Studie vor, die Einblick in die Lebenswelt der ehemaligen Industriestadt Wittenberge in Brandenburg gewährt, deren Bevölkerungszahl sich in Folge der massiven De-Industrialisierung innerhalb weniger Jahren nach der Deutschen Wiedervereinigung fast halbierte. In einem dreijährigen Forschungsprojekt hat ein Team von Geistes- und Sozialwissenschaftlern, Theaterschaffenden und Performance-Künstlern auf unterschiedlichen Weisen sich mit der Situation – mit einer „Gemeinsamkeit in der analytischen Mentalität“ (11) – in Wittenberge auseinandergesetzt. Der ansehnlich gestaltete Band ist eine anschauliche Kurzfassung von „Tausenden Seiten wissenschaftlicher Materialien [...] vier am Maxim Gorki Theater uraufgeführten Stücke, vier große performative Aufführungen“ (a. a. O.). Das Vorhaben war auf eine intensive Anwesenheit und so viel wie möglich Kommunikation ausgerichtet. Die Forscher waren in diesem Sinne im Feld, ohne aber die Stadt als „ihre“ zu annekieren. „Gespräche“, Fotos und Theaterstücke wären als Methoden zu identifizieren. Sie allein aber machen wohl nicht den Erkenntnisgewinn des Buches aus, der sich auch nicht lediglich an eine partielle Forschungsfrage zurückkoppeln lässt. Die Wittenberge-Studie übersteigt in ihrem kommunikativ-partizipativen Ansatz klassische ethnographische Feldstudien, wie sie seit der Chicago School und der Tradition der Gemeinde-Studien (vgl. Harth, Herlyn, Scheller und Tessin 2012) etabliert sind. Obwohl vieles im Ansatz an diese erinnert, insbesondere die hervorragenden Interviews, Beobachtungen und Erzählungen der Lebensgeschichten – qualitative Arbeit vom Feinsten –, sind doch zwei Aspekte hervorzuheben, die sie von vergleichswisen Arbeiten, die in Deutschland im Grunde nur noch von dem Hannoveraner Team aus Architektur- und Planungssoziologen (Annette Harth, Ulfert Herlyn, Gitta Scheller und Wulf Tessin) und ihren nach wie vor lesenswerten Studien zu Wolfsburg und auch Gotha repräsentiert wird, abgrenzt. Dies ist zum einen die Anbindung an eine übergeordnete soziologische Forschungstradition, die hier als eine kritische Soziologie und als Anschluss an die von Bude und Willisch intensiv betriebene Thematisierung der gesellschaftlichen Exklusionsprozesse zu verstehen ist. Als Publikation in der Hamburger Edition des Hamburger Instituts für Sozialwissenschaften kann das Buch als ein Buch verstanden werden, dass sich an einen gesellschaftskritischen Diskurs wendet, der sich von orthodoxen Kritikformen aber abwenden möchte. Zum zweiten ist „ÜberLeben im Umbruch“ durch eine transdisziplinäre offene Herangehensweise gekennzeichnet, die nicht auf ein Erkenntnismonopol der Soziologie beharrt. Die Herausgeber umschreiben ihr Verständnis von Forschung als ein „methodische(s) Bemühen um Erkenntnis, die im Alltag genauso stattfindet wie in der Wissenschaft, in der Kunst genauso wie im Journalismus, in den Strategiedebatten der Politik genauso wie in den Entwürfen der Werbung“ (10). Sie kommen zu der Erkenntnis: „Das gesellschaftliche Wissen ist reicher und vielgestaltiger als in den dafür zuständigen Wissenschaften oft gedacht.“ (a. a. O.).

Es stellt sich dennoch die Frage, welchen Erkenntnisgewinn eine solche integrative Forschungsstrategie letztlich aufweisen kann, wenn man nicht damit zufrieden sein will,

dass das Buch einer peripheren Region eine Stimme, ein Gesicht geben will, die sonst in der Mainstream-Debatte der Öffentlichkeit fehlt. Dies als solches wäre eine verdienstvolle politische Leistung der Stadtsoziologie. Die respektvollen und mit viel Sensibilität und Differenziertheit geschriebenen Darstellungen müssten in einer ausführlicheren Besprechung noch mehr gewürdigt werden, als dies im Kontext einer Sammelrezension möglich ist, die den Vergleich zwischen den unterschiedlichen Herangehensweisen zugespitzt herausstreichen will. Deshalb muss hier gefragt werden, wie denn dann noch das Verhältnis zwischen dem Forschungsprojekt in Wittenberge und dem vorhandenen Wissen über Gesellschaft und Städte im Allgemeinen ausfällt. Hierbei fällt auf, dass die Herausgeber auf eine systematische Rekapitulation der vorhandenen Diskurse der Stadtsoziologie weitgehend verzichten. Doch diese Forschung will nicht lokalistisch sein, sondern Wittenberge steht als Beispiel dar und wird in eine Reihe „peripherer Orte“ eingereiht (vgl. auch den neuesten Band mit Fallstudien in unterschiedlichen Ländern: Willisch 2012). Herauskommt ein Bild von einer Stadt, die eben nicht kohärent beschreibbar erscheint, sondern in der eine „unvollständige Totalität, die von Veränderungen, Verschiebungen, Initiativen und Überschreitungen“ (23) gekennzeichnet ist und anhand von „Prozessen, Praktiken und Paradoxien“ einen Umbruch anschaulich werden lässt. Das Narrativ, das die Herausgeber trotz der Absage an eine kohärente Lesart von Wittenberge produzieren, ist allerdings sehr offen für das Vokabular unterschiedlicher Leser. „ÜberLeben“ ist daher ein treffender Titel, der einerseits einen Diskurs über das Überleben im Sinne von problematischer Subjektivität, die durch die Frage nach dem Verhältnis von internen Ressourcen wie Erinnerungen und Träume und externen (Un-)Möglichkeiten konfrontiert ist, und andererseits schlichtweg „über Leben“ berichten will, scheinbar ohne Adressaten und dies aus der gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnis der Leere und des Mangels.

Wie die fünf hier besprochenen Bücher zeigen, führen in der Stadtsoziologie viele Wege nach Rom. Allerdings erweist sich manche herrschaftliche Via Appia am Ende doch als ziemlich ärgerliche Sackgasse. Dies betrifft insbesondere die sogenannte Eigenlogik-Forschung, die mit ihrem Forschungsziel, die „Stadt selbst“ zu erkunden, eher eine Stadt-Entdeckung als eine eigentliche Forschung darstellt. Die Innendifferenzierung der Stadt soll aufgehoben werden, die Vielzahl der Perspektiven und Rollen, die Webersche Balance zwischen „Verstehen“ und „Erklären“ sozialen Handelns soll nicht mehr aufrecht erhalten werden, alles soll zu der *einen* Stadt verschmelzen. Das ist ein romantisches Projekt, auf der Suche nach dem Authentischen, der Textur, der Sinnstruktur „der“ Stadt, so wie Jean Paul „den“ Menschen an den Sternen gebunden sah. Auf dem Weg aber nach den Sternen, der Suche nach der blauen Blume – das können wir bei Paul lernen – gibt es keine Umkehr. Die Suche nach der „Eigenlogik“ ist alternativlos, sie birgt nicht die Überprüfung möglicher andere Sichtweisen in sich. Was soll eigentlich noch erforscht werden, wenn man einmal den „Charakter“ der Stadt erkannt hat? Schon Paul's Zeitgenosse Goethe war sich bewusst, was ein hermeneutischer Zirkelschluss ist und stellte der harmoniesüchtigen Romantik das Programm der eigenen Beobachtung, der Erkenntnisarbeit und den Willen für politische Reformen gegenüber. Mit vielen Fragen und auch seiner Sehnsucht nach Rom begann er seine jahrelange italienische Reise. Wie man seinen eigenen Blick aus der Postkutsche, etwa auf die Armut Neapels, kritisch reflektieren kann, kann die Stadtsoziologie nach wie vor in der deutschen Klassik abholen. Wie das Ruhrgebietsbuch und die Wittenberge-Studie verdeutlichen, können nach wie vor durch eine nach außen gerichtete Orientierung, die die Sichtweisen anderer Disziplinen und deren Wissensstände systematisch und forschungsmotiviert einholt, durch empirische Arbeiten für die breite und fach-

interne Öffentlichkeit wichtige Erkenntnisse erzeugt und dargestellt werden. Zurückkommend auf die Ausgangsfrage dieses Essays kann man daher feststellen, dass die Stadtsoziologie nicht mehr „keine fröhliche Wissenschaft“ ist, wie dies Eike Hennig in der Soziologischen Revue noch vor wenigen Jahren feststellen musste. Es gibt endlich wieder eine kritische, wenn auch nicht kohärente Analyse einzelner neuer Tendenzen in der Stadtentwicklung. Überzeugend ist die heutige Stadtsoziologie aber vor allem dort, wo sie sich am wenigsten selbstreferentiell generiert und hinsichtlich der eigenen Rolle sich eingliedert in den Chor derjenigen, die sich wissenschaftlich, künstlerisch-gestalterisch, politisch und gesellschaftlich im weitesten Sinne mit den Problemen (in) der Stadt auseinandersetzen. An dieser Problemorientierung wird sie sich weiter zu beweisen haben.

Literatur

- Harth, Annette / Herlyn, Ulfert / Scheller, Gitta / Tessin, Wulf* (2012): Stadt als lokaler Lebenszusammenhang: Gemeindestudien als Ansatz in der Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS.
- Kemper, Jan / Vogelpohl, Anne* (Hrsg.) (2011): Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte: zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Logan, John R.* (2010): Urban fortunes: the political economy of place. 20th anniversary ed. Berkeley: Univ. of California Pr.
- Milicevic, Aleksandra Sasha* (2001): Radical intellectuals: What happened to the New Urban Sociology? In: International journal of urban and regional research 25/4, S. 759–783.
- Nigsch, Otto* (1994): Kanon und Krise der Soziologie. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20/1, S. 207–238.
- Schäfers, Bernhard* (2012): Architektur. In: Frank Eckardt (Hrsg.), Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS, S. 365–380.
- Smith, Michael Peter / McQuarrie, Michael* (Hrsg.) (2012): Remaking urban citizenship: organizations, institutions, and the right to the city. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Willisch, Andreas* (Hrsg.) (2012): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Berlin: Chr. Links Verlag.